



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

DANIEL THOMAS

LIED  
DER  
WALE

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag



Originalausgabe 2013

2. Auflage 2013

© 2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut,

Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer

unter Verwendung von Fotos von

Arcangel Images und Trevillion Images

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Arno 10,85/14'

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24962-1

Golf von Alaska – hundert Seemeilen südöstlich der Küste. Die Silhouette des Mannes, der auf dem offenen Meer den Horizont zu erreichen versuchte, verschmolz mit dem Licht der frühmorgendlichen Sonne. Mit kräftigen Armbewegungen durchschnitt er das Blau – ewiges tiefes Blau, das dem Blick nicht erlaubte, seine dunkleren Schichten zu durchdringen. Weiter draußen, gegen das Gleißeln der Sonne kaum wahrnehmbar, schien sich etwas von der See abzuheben und mit gravitatischer Langsamkeit auf ihn zuzubewegen.

Sein Herzschlag beschleunigte sich, als er die riesige birnenförmige Wolke aus Wasser und Luft zum Greifen nahe vor sich sah, prächtige zehn Meter hoch. In ihrem zerstäubenden Nebel brach sich das Licht.

Dann spürte er, wie die bereits erwartete Woge von etwas, das sich nur schwer benennen ließ – eine eigenartige Energie, eine Kraft, eine unsichtbare Macht –, auf seinen Körper prallte. Es war, als würde er eine Grenze überschreiten. Hätte man von ihm verlangt, diesen Zustand näher zu beschreiben, er hätte kläglich versagt. Das Einzige, was er wusste, war, dass diese Kraft nicht von ihm ausging, sondern von dem monströs anmutenden Etwas, das dem Rumpf eines U-Bootes nicht unähnlich sah. Mit

einer Eleganz und Leichtigkeit, die in keinem Verhältnis zu seinem gewaltigen Äußeren stand, glitt der Koloss an ihm vorüber, während sein Blick, wie zur Begrüßung eines alten Bekannten, auf ihm ruhte.

Er berührte die schwartige Haut seines Freundes und verspürte einen feinen, äußerst angenehmen Impuls. Es war fast so, als wäre er an ein Ladegerät angeschlossen, als wollte sich etwas Größeres, Bedeutsameres auf ihn übertragen.

Als würde der Strom des Alltags, der ihn sonst so beharrlich mit sich riss, plötzlich aufhören, als würde er in einen Zustand vollkommener Leere fallen wie in einen weichen, warmen Traum, nur dass dieser Traum sehr real und voller Leben war. Als würde der Wal ihm vermitteln: »Alles wird gut.« Auch wenn er ahnte, dass dem nicht so war.

In der Redaktionsetage des »Washington Chronicle« ging es wie immer hoch her. Telefone schnarrten im Sekundentakt, Redakteure schwirrten herum wie Fliegen über dem Mittagstisch, überall türmten sich Berge von Papier, die Kaffeemaschine ächzte, und der für die Raucher vorgesehene Raum schien sich, wie auf einem Gemälde von William Turner, in fahlen Nebelschwaden aufzulösen. Leah Cullin versuchte sich von der Hektik nicht anstecken zu lassen, während ihr persönlicher Sklave – so titulierte sich Leahs Assistent Nick Pherson selbst – die Unterlagen über das neue NASA-Projekt mit ihr durchging.

»Nick, hättest du die Güte, endlich weiterzulesen ... Ich häng an deinen Lippen.«

»Nun, die sagen, die Satelliten sollen lediglich thermische Aktivitäten erforschen, Geoffrey meint auch, es handelt sich nur um ... «

Weiter kam Nick nicht, denn Leah unterbrach ihn barsch:

»Egal, was Geoffrey sagt – wir recherchieren, wir finden die Wahrheit raus, wir informieren unsere Leser ...« Und dann, betont lauter, denn Geoffrey Wilbert, Chefredakteur, Vorgesetzter und Leahs Lebensgefährte in einer Person, kam gerade zur Tür hereingeschlendert: »... oder auch nicht, kommt drauf an, welchem unserer Inserenten wir damit wieder auf den Schlipps treten. Sonst stellen wir es lieber anderen, die sich nicht so leicht foppen lassen wie unser Dream-Team hier, anheim, unsere Leser zu informieren.«

Geoffrey, dem keine Silbe entgangen war, pflanzte sich lässig vor Madeleines Schreibtisch auf, ohne Leah auch nur eines Blickes zu würdigen, was sie noch mehr in Rage versetzte. Zwei Monate war sie nun dahinterher gewesen, einen Artikel über dieses neue Satellitenprojekt der NASA zur Erforschung thermischer Aktivitäten in der Erdkruste zu schreiben. Zwei Monate hatte sie sich von einer Instanz zur anderen gekämpft, um am Ende doch nur festzustellen, dass sie wieder am Anfang angelangt war. Leah war schon nahe daran gewesen, ihre Recherche abzubrechen, als es das Schicksal wollte, dass sie auf Bob Myers stieß, einen alten Kumpel aus der College-Zeit, der inzwischen für die NASA arbeitete. Er war zwar nicht direkt für das Projekt zuständig, hegte aber genug Sympathien für Leah, um seine Beziehungen spielen zu lassen. Und die waren offensichtlich gut. Denn einen Tag später wurde Leah bereits von dem Projektleiter angerufen, der ihr mitteilte, dass alle Türen und Tore für sie offen stünden. Erstaunlich, wie schnell ein ranghöherer Dienstgrad den Geist der Menschen beflügeln konnte. Besonders wenn es darum ging, das Gerücht zu zerstreuen, die Erdkruste in China wäre nicht das Einzige, auf das die Sensoren aus dem All gerichtet seien.

Und trotzdem hieß es plötzlich, »die netten Jungs, die seitenweise bei uns inserieren, um ihre netten Produkte zu verkaufen«, seien sich uneins darüber, ob man überhaupt über das Thema be-

richten sollte. So weit war es mit der hochgelobten Pressefreiheit gekommen.

Geoffrey, ein Meister im Ignorieren von Anspielungen, übergang Leahs sarkastischen Kommentar und wandte sich an Madeleine: »Ist dir David McGregor ein Begriff?«

Die Frage klang beiläufig, und der Dackelblick, den er dabei aufsetzte, diente einzig und allein dazu, die Harmlosigkeit seiner Worte zu unterstreichen. Was ihm nicht ganz gelang.

Leah fiel beinahe die Tasse aus der Hand, als sie McGregors Namen hörte, eine Reaktion, deren Heftigkeit selbst Geoffrey verblüffte. Sie war blass geworden. Für einen kurzen Moment stand ihr McGregor deutlich vor Augen, sein intensiver Blick, sein schelmisches Lächeln, sogar die feingliedrigen Hände, mit denen er sich gelegentlich durchs Haar strich.

»McGregor, der Wall-Street-Guru?«, fragte Madeleine.

»McGregor, der Walretter – aber ja, ein und derselbe. Wir haben einen Tipp bekommen, er hat anscheinend Dreck am Stecken, veruntreut angeblich Spendengelder und so'n Zeug.« Geoffrey genoss es sichtlich, Leah zappeln zu sehen.

Leah konnte sich nicht länger beherrschen: »Von wem kommt der Tipp?«

Ha, nur zwei Sätze, und sie hatte bereits angebissen. Geoffrey hatte große Mühe, sich den Triumph nicht anmerken zu lassen. Jetzt bloß keinen Fehler machen! Also ignorierte er sie geflissentlich weiter und sagte zu Madeleine: »Ich möchte, dass du der Sache nachgehst, könnte 'ne heiße Story werden – «

»Hey, Mister, ich hab dich was gefragt!«, unterbrach ihn Leah sauer. Doch ohne sie eines Blickes zu würdigen, begab sich Geoffrey zurück auf den Weg in sein Allerheiligstes.

»Und, Madeleine, wo auch immer du gerade dran bist: Gib's jemand anderem und ab geht's.« Damit verschwand er in seinem Büro. Es gab wohl keinen, der es besser verstanden hätte,



einen so auflaufen zu lassen. Aber dieses Mal hatte er die Grenze eindeutig überschritten. Leah sprang von ihrem Stuhl auf und stürzte Geoffrey hinterher.

Der ließ die Tür zwar ins Schloss fallen, blieb jedoch direkt daneben stehen und wartete. Als er ihren stampfenden Schritt vernahm, riss er die Tür auf und Leah stolperte an ihm vorbei, mit hochrotem Kopf und durchaus in der Stimmung, alles, was sich ihr in den Weg stellte, niederzutrampeeln.

»Wie kannst du es wagen, mich so vor meinen Leuten bloßzustellen?! Was zum Kuckuck glaubst du eigentlich, wer du bist?!«

»Dein Boss, Leah, ich bin hier der King, ich mach, was ich will, hab freie Hand ... Hab ich schon erwähnt, dass ich der Boss bin? Egal – wenn es dir nicht passt: Adios.«

»Adios? O.k., dann feure mich! Zeig, dass du den Mumm dazu hast!«

»Damit du 'ne Abfindung kriegst? Vergiss es.«

»Was willst du dann? Was für ein Spiel ist das hier?! Ich stelle nett eine Frage, du ignorierst sie, ich frag noch mal, du ... «

»Wer motzt hier seit einer Woche, wer antwortet nicht auf meine E-Mails?«

»Du gibst Madeleine so eine Story?! Das ist mein Ressort!«

»Was hab ich gesagt?« Geoffrey grinste über Leahs Schulter Madeleine zu, die nun auch in der Tür stand. »Sie wird anbeißen.«

»Du mieser kleiner Pygmäe – das war Absicht, ihr wolltet mich nur in dein Büro locken?! Zu dir komm ich noch«, zischte sie Madeleine zu, bevor sie an ihr vorbeirauschte und die Tür zu knallte, »na warte!«

»Kleiner Pygmäe lass ich nicht gelten«, rief Geoffrey ihr hinterher, »kleiner Pygmäe ist eine Tautologie. Ganz schön ärmlich für eine Topjournalistin.«

Keine fünf Minuten später hatte sich die Stimmung beruhigt. Während Geoffrey damit beschäftigt war, einen Platz für seine neue Golftröge zu finden – es war ihm endlich gelungen, Richardson von der >Post< in seine Schranken zu verweisen –, thronte Leah auf seinem Sessel, ließ sich gnädig von Madeleine den Rücken massieren und scrollte durch die McGregor-Datei auf dem Bildschirm. Bereits als Leah seinen Namen vernommen hatte, wusste sie, dass sie am Haken hing.

»Es gibt wirklich keinen, der so ein mieses Gefühl für Timing hat wie du. Verdammt noch mal, klar interessiert es mich. Wieso kommst du ausgerechnet jetzt damit?«

»War nur 'ne Frage, vergiss es«, antwortete Geoffrey mit dem gleichgültigsten Gesicht der Welt. Er war sich seines Sieges sicher.

Auch wenn er es nie allzu deutlich zu zeigen versuchte, Geoffrey war verrückt nach dieser Frau mit der trotzig gewölbten Nase und den Dutzenden von Sommersprossen auf den Wangen. Geoffrey hatte sie gezählt, es waren genau siebenunddreißig, die sich unter ihren bernsteinfarbenen Augen gruppierten. Augen waren das, einfach unbeschreiblich ... Warm und feurig konnten sie sein, als ob sie das Leuchten von Leahs wallendem kastanienfarbenem Haar zu übertrumpfen trachteten. Dann wieder schimmerten sie wie Opal, melancholisch und geheimnisvoll. Im Moment strahlten sie geradezu voller Unternehmungslust. Ein gutes Zeichen.

Natürlich kannte Geoffrey Leahs Antipathie gegenüber McGregor, die noch aus der Zeit stammte, als sie für den Wirtschaftsteil der >Washington Post< Kolumnen schrieb. McGregors Fähigkeit, andere zu hintergehen und schamlos auszubeuten, war, so vermutete Geoffrey, der Grund für Leahs Aversion. Wie er damals den Leuten mit seinen Fonds das Geld aus der Tasche gezogen hatte, das gehörte schon zu den gepfeffertsten Mythen

der Wall Street. Doch das war's dann auch. Hätte Geoffrey mehr über die Hintergründe gewusst, ja, hätte er nur im Entferntesten geahnt, was damals tatsächlich vorgefallen war, er wäre der Letzte gewesen, Leah auf den Iren anzusetzen.

Beladen mit Deli-Sandwiches und Caffè Latte, versuchte Nick die Tür zu öffnen, was ihm mit Madeleines Hilfe schließlich gelang. Nick vermutete bereits, worauf das Ganze hinauslaufen würde, und der Gedanke beflügelte ihn, während er sich zu den anderen gesellte. Endlich näherte sich die Chance zu beweisen, was er wirklich draufhatte, und den lästigen Habitus des Laufburschen und Mädchens für alles endgültig abzustreifen.

»Was, wenn ich drauf eingehe?«, tastete sich Leah weiter vor.

»Was, wenn es mit der Reise nach Cape Canaveral doch klappt?«, wollte Geoffrey von Leah wissen.

»Keine Ahnung, sag du's mir.«

Nervös rutschte Nick auf seinem Stuhl hin und her, er spürte deutlich, wie sein großer Augenblick näher rückte – jetzt bloß versuchen, nicht zu gierig zu klingen.

»Im Notfall übernehm ich das.« Bloß nicht zu schnell voranpreschen. »Natürlich nur, wenn's dir den Rücken frei macht, ist doch klar.« Klug eingefädelt, dachte Nick, doch Leahs ironischer Blick belehrte ihn schnell eines Besseren.

»Also, was weißt du noch darüber?«, erkundigte sich Leah weiter.

»Nun ja, er rückt sein Schiff nicht raus.«

»Aber er hat den Prozess doch verloren?«

»Kümmert ihn einen Dreck«, erwiderte Geoffrey. »Solange McGregor keinen Hafen anläuft, in dem ein Vollstreckungsbescheid auf ihn wartet, passiert ihm gar nichts.«

»Mit anderen Worten: Er kassiert Spendengelder für eine

lächerliche Zwei-Mann-Organisation zur Rettung der Wale, und keiner kontrolliert, wohin die Kohle fließt?«

»Eben. Bisher hat sich niemand die Mühe gemacht, ihn unter die Lupe zu nehmen. Die Frage ist, wie viel Geld bekommt er tatsächlich und wo geht das alles hin.«

Es überraschte Geoffrey nicht im Geringsten, nun genau das zu hören, was er von Anfang an von Leah zu hören erwartet hatte: »Ich brauch mehr Material, Nick, kümmerst du dich darum?« Geoffrey kannte seine Pappenheimer.

Die Kamera mit dem Megazoom an die Augen gepresst, lehnte Masao an der Reling der »SeaSpirit« und versuchte, etwas von dem Schauspiel mitzubekommen, das da draußen vor sich ging. Es war nicht das erste Mal, dass er damit beschäftigt war, David McGregors Begegnung mit einem Wal festzuhalten. Masao hatte inzwischen vier Filme durch den Apparat gejagt, doch er bezweifelte, dass sich etwas Brauchbares darunter befand. Mit dem Tele war es schon unter normalen Umständen schwierig, Bilder von bewegten Objekten einzufangen. Allein die Erschütterung durch ein Niesen ließ den Blick gleich um hundert Meter in eine andere Richtung schießen, und schon konnte man mit der Ziel suche von vorne beginnen. Hinzu kam, dass sich nicht nur das Objekt bewegte, sondern auch die Planken, auf denen er stand. Wenn man als an Wellen gewöhnter Mensch schon glaubte, man hätte festen Boden unter den Füßen, belehrte einen das hüpfende Motiv im Sucher eines Besseren. Das einzige Mal, dass er auf einem Schiff wirklich Übelkeit verspürt hatte, war beim Anblick des schwindenden Festlands durch ein Teleobjektiv gewesen.

Masao, Steuermann und Funker an Bord der »SeaSpirit«, beabsichtigte, spektakuläre Bilder zu schießen. Er wollte Fotos, die ins Herz trafen. Wie die Harpunen derer, denen er den Kampf

angesagt hatte. Ja, er hatte sich mit Leib und Seele dieser Sache hier verschrieben. Dies war seine Welt, und es war ihm ein Anliegen, der anderen Welt da draußen klarzumachen, wie es, verdammt noch mal, auf den Meeren wirklich aussah, und dass die Zeit immer knapper wurde, um zu begreifen, dass beide Welten einander benötigten, dringend sogar, wenn sie ihr Überleben sichern wollten. Und er würde alles, was in seinen Kräften stand, dafür tun. Das war nicht immer so gewesen, doch daran wollte Masao nicht erinnert werden.

Sam steuerte auf seinen Kumpel zu und drückte ihm einen Becher mit dampfendem heißen Kaffee in die Hand.

»He, van Gogh, hat er das Ding endlich platziert?«

Ohne ein Wort zu verlieren, reichte Masao seinem Kumpel die Kamera und nahm einen tiefen Schluck. Sam justierte den Fokus eine Weile, bis ihm plötzlich die Kinnlade herunterklappte. Es sah fast so aus, als ob David auf dem Wal reiten wollte.

»Irgendwann mach ich das auch«, meinte Sam.

Masao konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Lern erst mal schwimmen.«

Sam warf ihm einen knappen Blick zu. Es war zu früh am Morgen und außerdem viel zu kalt für Scherze jeder Art. Also beförderte er die Kamera zurück in Masaos Pranke und verzog sich.

Der zoomte so nahe an David heran, dass man seine ergrauten Schläfen erkennen konnte, und betätigte mehr als zwanzigmal den Auslöser. Yep, genau so. Bilder wie diese waren es, die sie benötigten. Spektakulär eben. Unverzichtbar, wenn es darum ging, Flugblätter oder Plakate zu drucken oder in einem Vortrag zu glänzen. Bilder, die sich einprägten, Bilder, die belegten, dass eine friedliche Koexistenz zwischen Mensch und Wal möglich war.

Der Wal, der dies gerade zu bestätigen schien, trug den Namen Ketan – zumindest für die Besatzung der »SeaSpirit«. Es

handelte sich um ein Prachtexemplar eines Blauwalbullen, fast dreißig Meter lang. David, mit knapp einem Meter neunzig innerhalb seiner Spezies auch nicht als klein zu bezeichnen, wirkte neben dem Giganten wie ein Madenhacker auf einem Nashorn.

Ketans Körper war, wie der jedes Großwals, mit Muscheln besetzt, die sich auf seiner ledernen Haut angesiedelt hatten. Majestätisch langsam glitt er durch das schillernde Nass, als spürte er, dass seinem Gast eine schnellere Gangart nicht gut bekommen wäre.

Für die Besatzung der »SeaSpirit« war Ketan etwas Besonderes, handelte es sich bei ihm doch um den ersten Wal, den sie erfolgreich vor einem norwegischen Walfangschiff schützen konnten. Das Ganze lag inzwischen Jahre zurück.

Damals waren etliche Journalisten an Bord der »SeaSpirit« gewesen. Und David, Masao, Sam und Joe hatten keine Minute gezögert, sich mit ihren Schlauchbooten in die Schusslinie der Harpunen zu manövrieren. Doch sie waren einigermaßen verblüfft, als die Norweger daraufhin das Schießen sofort einstellten und abdrehten. Was auf die Besatzung zunächst wie ein phänomenaler Triumph wirkte, ließ sich im Nachhinein leicht erklären: Zu dieser Zeit, in den Monaten um den Jahreswechsel 1997/98, waren über zwanzig Pottwale an der niederländischen Nordseeküste gestrandet. Zum Teil dramatische, aber größtenteils nutzlose Rettungsversuche beherrschten die Berichterstattung. Wale waren plötzlich in aller Munde – und das eben gerade nicht als Abendessen ... Spendengelder flossen weltweit zur Rettung der Säuger, das kollektive schlechte Gewissen machte sich für ein paar Wochen Luft. In dieser Situation war es den Norwegern wohl klüger erschienen, den Fang aufzugeben, als mit aktuellen Bildern vom Abschlachten der Wale Öl ins Feuer zu gießen.

Doch das Verblüffendste war: Nach seiner Rettung verweilte

Ketan mehrere Tage in der Umgebung der »SeaSpirit«, ohne Anstalten zu machen, seine Route fortzusetzen. Keiner wusste genau, warum, nur David wertete es von Anfang an als Beleg für die ausgeprägte Sensibilität des Wals.

»Was gibt's daran nicht zu verstehen; er will uns seine Freundschaft zeigen.«

Um die Geste zu erwidern, begab David sich ins kalte Wasser und vertiefte die Beziehung zu seinem neugewonnenen, einzigartigen Freund. Bei jeder Gelegenheit. Und immer kam er wie berauscht von seinen Exkursionen zurück. Steve fing schon an, ihn auf die Schippe zu nehmen, denn David unternahm nicht mal den Versuch, ihnen zu erklären, was zwischen ihm und dem Wal vor sich ging. Wie hätte er auch beschreiben sollen, dass es da so etwas wie eine Verständigung gab, einen Austausch von Energien, von etwas, das sich jenseits des Verstandes abspielte. Es war ihm klar, dass dies eines der Dinge war, die man nicht einfach so erzählen konnte, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Man musste es selbst erleben. Doch ohne dass sie sich untereinander abgesprochen hatten, unternahm kein anderer den Versuch, es David gleichzutun. Allen war klar, dass Ketan und David etwas Besonderes verband. Was immer sie da draußen miteinander zu tun hatten: Es war ihre ganz persönliche Angelegenheit.

Als dann der Technikfreak der »SeaSpirit«, Govind, endlich so weit war, den neuentwickelten Prototyp eines Minisenders zum Einsatz zu bringen, wussten alle, dass es für den Probeauftrag keinen geeigneteren Wal gab als Ketan. Der Sender, der mit einem Saugnapf auf der Haut des Wals befestigt wurde, sollte zum einen Fakten über Ketans Aufenthaltsorte sammeln, zum anderen Messdaten über Wassertiefe, Wasserdruck und verschiedene biologische Werte übermitteln. Damals verfügte die »SeaSpirit« noch nicht über ein Hightech-Center wie heute, sondern

lediglich über einfache Ortungssysteme. Dennoch hätten sie Ketan mit dem Sender wochenlang auf der Spur bleiben können – wäre das blöde Teil nicht bereits einen halben Tag später wieder von der Haut des Wals abgefallen.

Seitdem war ihnen Ketan immer wieder begegnet. Ihn zu erkennen war nicht schwer, denn die Zeichnung seiner Haut war extrem auffällig. Dort, wo für gewöhnlich nur weiße Schecken die Haut eines Wals überzogen, zeigte sich bei Ketan ein über einen Meter großes, weißes Kreuz. Sie hatten eine ähnliche Zeichnung noch bei keinem anderen Blauwal gesehen. Dass er allerdings immer wieder nahe der »SeaSpirit« auftauchte, gab weiteren Anlass zu Diskussionen: War es so, dass der Riese das Schiff suchte, oder war es einfach nur Zufall?

Steve tendierte zur zweiten Erklärung. Wale mit menschlichen Eigenschaften zu belegen erschien ihm suspekt. David hatte für Steves Ansichten nur ein Lächeln übrig. Er und Steve hatten ihre Diskussionen über die Intelligenz und Empfindsamkeit der Meeressäuger schon lange ad acta gelegt. Wozu Worte vergeuden? Beide kämpften für die gleiche Sache, nur das zählte. Es gab nun mal gewisse Dinge, die nicht wissenschaftlich belegt waren – noch nicht. Und David hasste es, darüber rein theoretisch zu spekulieren. Entweder man machte seine Erfahrungen, und dann war es keine Frage des Glaubens, sondern alles baute auf der Grundlage eigener Erkenntnis auf. Oder man ließ es eben.

Jedenfalls war Ketan so etwas wie das Ehrenmitglied der SeaSpirit geworden, er gehörte zum Team.

»Unser bester PR-Mann«, scherzte Masao, »wir müssen ihm nur noch beibringen, den Dia-Projektor zu betätigen, und schon bleiben alle garantiert wach.« Der Seitenhieb galt Steve, bei dessen Vorträgen trotz seines angeblich sicheren Instinkts für »das, was die Leute hören wollen« so mancher Zuhörer einnickte.



Nachdem David seinen Zustand wieder so weit stabilisiert hatte, dass er sich seinem Vorhaben widmen konnte, beendete er sein halbstündiges Begrüßungsritual, richtete die Armbrust auf den Blauwal und feuerte sie ab.

Ketan reagierte nicht. Es schien ihm bewusst zu sein, dass dieser Akt für ihn keinerlei Gefahr darstellte. Vermutlich spürte er nicht einmal, wie der Pfeil mit dem darin befindlichen neuen Satellitensender seine Schwarte durchstieß, um sich in der darunterliegenden Fettschicht, dem Blubber, zu verhaken. Govind hatte es so ausgeheckt, dass der angebrachte Stopper ein tieferes Eindringen verhinderte. Dank einiger vorangegangener Versuche mit Schweinehälften, auf die sie ihre Armbrust abgefeuert hatten, hatte McGregor das Verfahren ausreichend erproben und als unbedenklich einstufen können. Noch dazu war die Blubberschicht des Wals schmerzunempfindlich und somit das beste Domizil für den nicht mal fünfzehn Gramm schweren Minisender, der auf diese Weise keine Gefahr lief, wieder im Meer verlorenzugehen – so wie bei der Saugnapfvariante. Der Sender – mittlerweile der vierte, den Ketan bekam – war kleiner als ein USB-Stick, aber dennoch in der Lage, präzise Daten über Standort, Tauchtiefe, Schwimmgeschwindigkeit, ja sogar Temperatur und Lichteinfall zu liefern. Mit seinen Angaben konnte der Wal auf mindestens zehn Meter genau geortet werden. Nach getaner Arbeit ließ sich David noch eine Weile neben dem Auge des Wals treiben, die beiden fixierten einander, das übliche Abschiedsritual, dann begann Ketan sich von ihm zu lösen. Er glitt dabei so knapp an David vorbei, dass der mit der Hand über seine Haut fahren konnte, während sein Freund langsam in der Tiefe verschwand.

Kaum fünfzig Meilen weiter südöstlich wälzten sich die tausend Bruttoregistertonnen der »Hikari« mit bleierner Schwere durch die Wellen, auf der, wie es schien, vergeblichen Suche nach Beute. Einige der Männer lagen noch in ihren Kojen und träumten von »Tokyo Decadence«, einem etwas ungewöhnlichen Film für die Besatzung eines panamaischen Walfangtrawlers, bei dem so ziemlich das Einzige an Bord, das an den mittelamerikanischen Staat erinnerte, offensichtlich die Flagge war, und selbst die stammte aus einem der Läden auf Hokkaido. Genauso wie der grüne Tee, den die weniger schlaftrunkenen Besatzungsmitglieder unter Deck im dämmrigen Licht der vom Zigarettenrauch verschmierten Glühbirnen zu sich nahmen.

Auf ihren Gesichtern lag die Unzufriedenheit darüber, dass ihr Fang bisher nicht gerade ergiebig gewesen war. Und das war alles andere als gut. Sie waren hier draußen, um das Leben aus den dicken Fettschichten ihrer Opfer zu schälen. Sie waren hier draußen, um das in ihrer Heimat so begehrte Fleisch dem Ozean zu entreißen. Sie waren hier draußen, um zu töten, keinesfalls, um Trübsal zu blasen. Sie waren die letzten Jäger einer aussterbenden Art. Nach ihnen würde es keine mehr geben, denn nach ihnen würde nichts mehr existieren, wonach es zu jagen lohnte. Jedem von ihnen war dies bewusst, und diese Gewissheit war die Ursache einer Schwermut, die in den Stunden des Nichtstuns wie ein Fluch auf ihnen lastete.

Die meisten hatten lediglich für eine Saison Arbeit auf dem Fangschiff gefunden, das in den letzten zehn Jahren nur noch illegal die Ozeane befahren hatte. Ob illegal oder nicht, interessierte keinen von ihnen, denn der Job war verdammt lukrativ. Mit ein bisschen Glück konnten sie hier in wenigen Monaten mehr verdienen als in zig Jahren zu Hause. Dafür lohnte es sich, ein gewisses Risiko einzugehen. Allen war bewusst, dass sie keine Wale schießen durften, schon gar nicht in diesem Gebiet,

und wenn überhaupt irgendwo, dann nur die kleineren Walarten. Doch andererseits, wer kontrollierte sie schon? Sobald das Walfleisch in kleine Portionen aufgeteilt war, erübrigte sich die Frage nach der Herkunft. Wer sollte sie also davon abhalten, alles zu töten, was ihnen vor die Kanone kam?!

Steve half David an Bord der »SeaSpirit«. »Und, wie war's?«

David, hungrig, aber gut gelaunt, begann seinen Tauchanzug auszuziehen. Es kam ihm so vor, als wäre sein ganzer Körper auseinandergenommen und neu zusammengesetzt worden, sodass er, nach einer kurzen Phase der Anpassung, viel besser funktionieren würde.

»Die neue Befestigung ist klasse.«

Steve reichte ihm das Handtuch. Für einen Fünfzigjährigen hatte David immer noch eine erstaunliche Figur, einen durchtrainierten Körper, die Muskeln nicht übermäßig, aber gut ausgebildet, ein Bauchansatz war kaum wahrnehmbar. Nur die grau melierten Haare deuteten darauf hin, dass der Mann dabei war, seinen Zenit zu überschreiten. Dafür blitzten seine Augen umso unternehmungslustiger, und die vielen Lachfältchen verrieten, dass er Humor hatte.

»Was ist los mit dir?«, fragte Steve verwundert.

Davids Pupillen schienen überdimensional geweitet, und er erweckte den Eindruck, als hätte er Schwierigkeiten, seinen Gang zu koordinieren.

»Wieso? Alles bestens.«

Es war nicht immer leicht, nach einer Begegnung wie dieser wieder auf Normalbetrieb umzuschalten. David fühlte sich, als hätte er an einem Joint gezogen – sehr gelassen, fast schwerelos, abgesehen davon, dass irgendetwas in ihm noch zu vibrieren schien. Das alles stand für David zweifelsfrei in Zusammenhang

mit dem Wal. Eine andere Erklärung konnte er jedenfalls nicht finden.

Masao kam hinzu. »Ketan war 'ne Ewigkeit bei dir.«

»Auge in Auge.«

Masao deutete auf Steve. »Er wird zwar sagen, es ist wieder nur Zufall, aber Ketan weiß genau, was da abgeht.«

»Ich will sie ja auch retten, muss ich sie deshalb menschlich machen?«, konterte Steve. Er war es leid, sich permanent rechtfertigen zu müssen, nur weil er nicht jedes Mal in grenzenlose Euphorie verfiel.

»Sein Gehirn ist tausendmal größer als unseres, Steve, der Vergleich zu deinem sprengt schon die Skala.«

Steve nickte geduldig, er war Masaos Spott gewohnt. »Mag sein, aber in Relation zur Körpergröße sieht's anders aus.«

»Nicht bei den Kleinwalen.«

»O.k., da ist es eben genauso wie bei uns. Und?«

Masao blickte gen Himmel, der Mann wollte es einfach nicht kapieren. »Eben. Wie bei uns! Abgesehen von der schlichten Tatsache, dass deren Gehirne schon seit Jahrmillionen so komplex sind und unsere erst seit schlappen vierzigtausend Jahren!« Mann, war Steve ein Spießer.

David klopfte den beiden wohlwollend auf die Schulter und schob Steve in Richtung Computerraum. Es brachte nichts, schon am frühen Morgen zu streiten, vor allem, wenn man nichts im Magen hatte.

Govind, der pummelige indische Computercrack, hatte es sich dort vor mehreren Monitoren bequem gemacht, seine Finger hämmerten mit der Sicherheit des Meisters über die Tasten – er wirkte, als wäre er mit dem Rechner verwachsen. Auf dem größten Bildschirm war eine Karte des Pazifiks zu sehen, in verschiedenen Quadranten blinkten hier und da etwa vier Dutzend Punkte.